

5]

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen.

Aber warum sich jetzt schon entscheiden? fuhr Wenzel in seinem Selbstgespräch fort... Unsinn! Wozu die Selbstqualerei? Bin ich denn nicht mehr ich — der frühere Grabil? Hab' ich denn nicht oft in Prag zwei zu gleicher Zeit gehabt und dabei in Lipník überdies Veruna in Reserve? Gewiß, ich wollte dem Treiben schon ein Ziel setzen, doch wer kann dafür, daß der Wildling mir just in die Quere kommt? Diese Dirn' laß' ich nimmer aus, die muß ich besitzen. Um jeden Preis. Wozu aber gleich auf die Hütte verzichten? Jetzt steht nach der Dirn' mein Verlangen, wer weiß, wie sich's später macht? Soll ich mein Glück darum ibretwegen preisgeben? Sie ist eine Schönheit, aber dumm dabei wie alle anderen. Ich werde sie 'rum- und drankriegen. Was später daraus wird, wer will sich deshalb graue Haare wachsen lassen? Kindereien! Laß' ich sie denn sitzen, wird's auch kein Unglück sein. Ach, was — so 'ne gemeine Dirn'! Die flennt sich über Nacht aus und schickt sich aus einer Liebe in die andere, sagte immer der Herr Ingenieur. Nach solchen Erwägungen begann Wenzel ein Liedchen zu trällern. Die gute Laune lehrte ihn wieder. Er lachte sich selbst aus wie einen dummen Jungen. Er that ja, bei Gott, wie ein Reut! Noch niemals hatten ihm ähnliche Gedanken zugefegt; aber niemals hatte es ihn auch noch zu jemandem so stark hingezogen. Jawohl, zur Lena zieht es ihn mit unerklärlicher Gewalt hin. Sie war schön, als sie hier vorbeilief! Wohin und weshalb wohl? Hatte sie etwa sein Gespräch mit Veruna belauscht? Was that sie hier im Wald? Sie suchte vielleicht Schwämme. Kaum einen Tag im Ort, wagt sie sich schon so weit hinaus! Ein ungewöhnliches Frauenzimmer! Du lieber Himmel, wenn sie neuerdings auftauchen würde... Am Ende ist sie noch da, ist noch im Walde, hat sich noch nicht entfernt? Wenn er sich ein bißchen umsieht, was liegt ihm dran?

Wenzel erhob sich und überschritt die Lichtung, Als er in den Wald trat, hielt er inne, hinborschend, ob nicht irgendwo ein Knacken der Aeste oder ein anderes Geräusch sich vernehmbar machte. Ueberall still, bis auf den lieblichen Gesang der Vögel in den Baumwipfeln. Wenzel drang weiter vor, von Zeit zu Zeit stehenbleibend, um zu lauschen und auszuschaun: vielleicht würden aus dem Grün ein rothes Tuch und darunter ein glänzendes Augenpaar hervorleuchten.

Trotz seiner Aufregung pfliff er doch selbst im Gehen vor sich hin. Jedenfalls war es bloßer Zufall, daß es die Melodie eines Gassenhauers war:

Heut gefällt mir diese sehr,
Morgen die vielleicht noch mehr,
Und dabei immer frei
Lieb' mich satt und reich' vorbei.

Als er schon ziemlich weit im Walde gekommen war und nun merkte, daß das Tageslicht von den Wipfeln in das niedere Gezweige herabzugleiten begann, dachte er an die Umkehr; doch im selben Augenblick war es ihm, als hätte er nicht weit eine menschliche Stimme vernommen und jemanden ein Lied singen hören. Er verschärfte seine Aufmerksamkeit. Kein Zweifel, es war ein Lied, eine ihm fremde Weise. Anfangs klang es ergreifend, klagend, wehmüthig, zum Schlusse jedoch schwellte die Stimme jedesmal an; die langgezogenen Töne bewegten sich plötzlich in rascherem Tempo und tönten gleichsam in eine wilde Drohung aus. Behutsam näherte sich Wenzel der Stelle, woher der Sang zu kommen schien. Er zitterte vor Neugier und Hoffnung, in der Sängerin Lena vorzustudien.

Eine weibliche Stimme war's, eine tiefe, volle, wohlklingende Stimme, auch Lena's Stimme konnte es sein, meinte Grabil, obwohl der Klang ihrer am Vormittag fast im Flüster-ton vorgebrachten Worte mit dieser Stimmengewalt anscheinend nichts gemein hatte. Er war schon so nahe hinzugekommen, daß er selbst die Worte unterschied; da knackte es in den Zweigen, das Lied brach ab, Wenzel hielt ein.

Auf einer Waldblöße, die nur spärlich bestanden, aber

mit dunklem, weichen Moos dicht bewachsen war, erblickte er Lena; sie saß an den Stamm einer mächtigen Föhre angelehnt, umwoben von gedämpften Sonnenstrahlen, in der Schürze hatte sie einen Haufen Schwämme, die sie sortirte. Das rothe Kopftuch war ihr in den Nacken zurückgeglitten, den Kopf hielt sie gesenkt. Wenzel sah wohl den Reichtum ihrer glänzenden, kohlraben-schwarzen Haare. Er wollte näher-treten, fühlte indeß, daß er keines Wortes mächtig war; er rang nach Luft, die Kühle war ihm wie zusammengeschnürt, der Athem ging schwer. Er verschlang förmlich mit den Augen die lockende Erscheinung. Es entging ihm nicht, daß Stirn und Nase bei der Dirn eine gerade Linie aus-machten, daß die gebräunten Wangen glühten und die Wimpern der gesenkten Augen lang und dunkel waren. Auch seine Schweißperlen an Stirn und Nacken vermeinte er zu sehen und Lena's Athemholen nachzunahmen; es schien ihm, als ob ihre mächtige Gestalt leise erbebte. Oder war das nur ein Spiel der Lichter? Das Blut stieg ihm zu Kopfe, und er vermochte sich kaum auf den Beinen zu erhalten, geschweige denn vollends zu beherrschen. Wie betäubt schlich er näher hinzu, mit bebender Hand sich an den Baumstämmen anhaltend, um Stütze zu finden.

Da that Lena eine heftige Kopfbewegung gegen ihn zu; sie schrie auf, als sie ihn erblickte, und schnellte in die Höhe. Drohend stand sie Wenzel gegenüber, aus ihren Augen schossen zornige Blicke, das Antlitz war von dunkler Röthe überzogen. Infolge der heftigen Bewegung hatte sich ihr ein Haarstrahn aus dem Knoten gelöst und fiel über den Arm auf die Brust. Die Schwämme lagen hingestrent im Moos.

„Was wollen Sie hier?“ fragte sie mit einer Stimme, die nicht einmal die ihre zu sein schien, so rauh war ihr Klang im Vergleich zu dem des gesungenen Liedes.

Wenzel war's, als müßte er ersticken. Versflogen war all sein Muth, all seine Gewandtheit. Er stand wie festgerannt an derselben Stelle, und stotternd und leise brachte er nur das eine Wort „Lena“ hervor, wobei er gegen das Mädchen, von dem er keinen Blick verwandte, die Arme ausstreckte.

„Was suchen Sie eigentlich hier?“ kam es abermals rauh über ihre Lippen, und schüchtern wie vordem antwortete Wenzel mit bebender Stimme:

„Dich!“

Lena brach in Lachen aus; es war ein gellendes, markerschütterndes Lachen. Wenzel wagte nicht zu ihr aufzuschauen.

„Möcht' der Tauber schon ein anderes Täubchen?“ fragte die Dirn, mühsam ihr Lachen bekämpfend. „Zu große Ehr' für mich.“ fügte sie boshaft hinzu, Wenzel vom Scheitel bis zur Sohle musternd und dabei ihr Kopftuch ordnend.

„Lena... nur Dich hab' ich so gern und niemand sonst,“ brachte Wenzel hervor und ergriff ihre Hände. Doch sie befreite sich mit einem Ruck und stieß den jungen Mann weit weg von sich; er mußte sich, um nicht hinzufallen, an einem Baum anhalten.

„Geh'n Sie doch, bitte, Ihres Weges, wie komm' ich dazu...“ stieß sie zornig erregt hervor und klaubte, sich bückend eilig die zerstreuten Schwämme in ihre Schürze auf. Wenzel sah, wie ihr Busen mächtig wogte.

„So darfst Du mich nicht fortschicken,“ rief er mit erhobener Stimme und trat auf sie zu. „Ich rühr' mich nicht von der Stell', eh' Du mich anhörst!“

„Wenn Sie etwas zu sagen haben, dann sagen Sie's den Bäumen da,“ versetzte sie höhrend, richtete sich auf und wandte sich zum Gehen. Mit einer raschen Bewegung vertrat ihr Wenzel den Weg.

„Dir möcht' ich was sagen, Du sollst mich anhören.“

„Wer sagt das?“ Ihr Blick durchbohrte ihn fast bei diesen Worten; dabei befestigte sie die Zipfel ihrer Schürze am Gürtel.

„Lena... ich bitt' Dich, so bleib'!“ Abermals ergriff er ihre Hand und blickte stehend in ihre zürnenden Augen. Seine Stimme klang geradezu demüthig.

Zuerst erwiderte Lena nur seinen Blick, ohne zu antworten; dann blitzte es in ihren Augen auf, und ihm ihre Hand entwindend, sagte sie bündig! „Nein, geh' Du, mein Lieber, nur hübsch Deiner Wege!“ Sie lehrte ihm den Rücken und that einige Schritte.

Mit einem Sprung hatte Wenzel sie ereilt, er schlang seinen Arm um ihren Nacken und hielt sie mit aller Kraft zurück. Zum zweiten Male fielen die Schwämme ins Moos. Diesmal jedoch erfaßte Lena, nachdem sie sich freigemacht hatte, Wenzel bei den Händen und schüttelte ihn wie eine junge Staupe.

„Du willst mich doch nicht runterkriegen!“ rief sie mit einem höhnischen Blick.

Mit fliegendem Athem stand Wenzel vor ihr. Er schämte sich seiner geringen Kraft, andererseits steigerte die Berührung des Mädchens seine Begierden bis zum Wahnwitz.

„Ich hab' Dir doch schon gesagt, Lena . . . ich bitt' Dich ja nur,“ sprach er mit verschleierter, fast weinerlicher Stimme. „Bleib' hier, ich hab' Dir etwas zu sagen.“

Bange und eindringlich blickte Lena ihn an. Um ihren Mund stieg leise ein Lächeln auf. Schließlich ergriff sie seine Hand und sagte mit einer Stimme, die wieder an die Melodie des Liedes erinnerte: „Nun, so komm', wir wollen uns setzen!“ Und sie führte ihn unter die Föhre, an deren Stamm sie sich vorhin gestützt hatte.

„So red!“ forderte sie, nachdem sie Platz genommen, Wenzel auf und ließ seine Hand los.

Wenzel schlang kühn den freigewordenen Arm um ihren Leib. Früher verlangte er selbst, daß sie ihn erhören möchte; jetzt verjagte ihm die Stimme aufs neue, und er blickte sie nur unverwandt an, die so dicht neben ihm saß, daß ihn beinahe die Wärme ihres Körpers durchrieselte. Von ihren Wangen glitt sein Blick bis zu ihren Fußspitzen hinab, und seine Rechte preßte das Mädchen nur noch stärker gegen die Brust.

Plötzlich neigte er sich vor und erfaßte sie auch mit der anderen Hand, und ehe sie ihm zu wehren vermochte, küßte er die Ueberrasschte und stieß silbenweise mit bebender Stimme hervor: „Ach, wie gern hab' ich Dich.“ Leidenschaft packte ihn, und die verlieh ihm eine Kraft, gegen die Lena nun vergeblich oder doch bloß zum Schein ankämpfte. Nicht eine Stelle ihres ihm zugewendeten Gesichts blieb von seinen Küssen frei, und sein Arm drückte und brannte sie. Sie glaubte, von Athem kommen zu müssen, und doch war es nicht mehr Jörn, was sie zu ersticken drohte, es war in dem Augenblick ein süßes, wonniges Gefühl. Seine Leidenschaftlichkeit war berebter als alle Worte, denen sie vielleicht nicht geglaubt hätte. Seine Gluth sprach deutlicher. Und er war doch so schön! Und er hatte ihr in seiner Kühnheit schon am Vormittag so sehr gefallen, sie hatte an ihn gedacht, als er fortgegangen war, es war für sie wie ein Stich ins Herz gewesen, als sie ihn nachmittags neben jenem fremden Mädchen sitzen sah, mit dem sie früh am Fabrikseingang zusammengetroffen war. Wie war doch alles um sie herum verfinstert, als sie an ihm vorbei über die Dichtung raunte, wie hatte es sie schmerzhaft gepackt, als sie sich wieder im tiefen Wald allein befand. Nun — jetzt sitzt er neben ihr, küßt und preßt sie an sich, erklärt ihr seine Liebe . . . ihr, die doch ein nichts ist gegen jene, mit der er am Nachmittag hier zusammen gegessen hatte.

„Wer war das Mädchen?“ fragte Lena plötzlich leise und blickte ihm voll ins Gesicht.

„Du meinst das Mädchen, mit dem ich vorhin da war?“ erwiderte Wenzel die Frage, um einige Zeit für eine passende Antwort zu gewinnen.

Sie nickte rasch mit dem Kopf.

„Wir sind zusammen in die Schule gegangen und dann waren wir ein paar Jahre auseinander. Ich war nämlich lange in Prag.“

„Du liebt sie,“ kam es unversehens über ihre Lippen.

„Meine Lieb', die gehört von heute nur Dir, Lena!“

Aufrichtige Leidenschaft sprach aus diesen Worten. Dabei drückte Wenzel sie so festig an sich, daß er das Wogen ihres Busens an seiner Brust, die Wärme ihrer Schultern an seinen Handflächen, die Gluth ihrer Wangen an seinen Lippen spürte. Der rasende Pulsschlag sprengte fast die Ader an seinen Schläfen, in seinem Hirn tobten ungezählte, verwickelte Vorstellungen, die kein klarer Gedanke zu durchbrechen imstande war, und seine Augen schlürzten sozusagen gierig die aus Lena's Blicken hervorbrechende Gluth, als wollten sie damit die Seele verschengen.

Das Sonnenlicht glitt von den Zweigen auf die Köpfe des Liebespaars herab, die Röthe ihrer Wangen, der Glanz ihrer Augen scharf belichtend. Und es glitt noch tiefer und tiefer herab, ohne daß Lena sich aus Wenzel's Umarmung befreite. Auf den zu einander geneigten Köpfen lag bereits Dämmerchein, und die Strahlen fielen gerade noch auf Lena's

groben Kittel und auf ihre leicht gebräunten, dabei gerötheten Füße, die sich von dem Grün des Mooßes abhoben. Doch der, welcher neben ihr saß im Stadtgewand, mit einer feinen Uhrkette, mit sorgfältig aufgezwirbeltem Schnurrbart und stutzerhaft gescheiteltem Kopfsaar, achtete nicht des ärmlichen Kleides, achtete nicht des aufgelösten Haars, fühlte in seiner Umarmung nicht den groben Kattunstoff der blauen Jacke; er tauchte nur seine Blicke, in denen es förmlich wetterleuchtete, in ihre Augen, seine Zunge lallte Worte verheißungsvoller Liebe und sein Arm preßte sie immer feuriger an die stürmisch bewegte Brust. Die Dämmerung sank auf den Wald herab. Ein kühler Lustzug berührte die erhitzten Wangen.

Lena erschauerte.
„Jetzt laß' mich . . . ich muß heim.“
„Geh' noch nicht, Lena! 's ist so schön hier, wir sitzen so gut.“

Dabei jauchzte Wenzel innerlich vor Freude, daß die Steinbruchdirn besiegt war. Noch ist er der alte Gradil.

Die ersten Sterne erglänzten schon am Himmel, und noch immer standen zwei Gestalten im Schatten der Föhre.

Jetzt hielt sie seine Hände fest. In der Abenddämmerung schien sein Antlitz blaß.

„Gut, wir werden uns heimlich treffen, aber weh' Dir, hast Du mich angelogen!“

Sie preßte seine Hände derart zusammen, daß er fast aufschrie.

„Ich hab' im Steinbruch gearbeitet, hab' starke Hände. Magst Dich vorsehen, wenn Du mich anführen willst.“

Sie neigte bei diesen Worten ihr Antlitz zu dem feinigen, und ihre Augen sprühten förmlich in bedrohlichem Feuer.

„Ich bin ein armer Teufel, 's liegt nichts an mir, die Leut' scham' auf mich von oben herab, aber ich lach' dazu. Was geh'n mich die Leut' an? Aber zu Dir hab' ich Vertrauen, Dich mag ich gut leiden, Du mußt mir gehören, keiner anderen. Hörst Du?“

Und wieder fühlte Wenzel den starken Händedruck.

„Alles kriegst Du von mir, aber betrügen darfst mich nicht, das ertrag' ich nicht. Du, Wenzel, ich wüß' mich zu rächen, mir liegt nichts am Leben!“

Ein Lächeln glitt um Gradil's Mundwinkel.

„Jetzt sind wir uns noch nichts vor der Welt, wenn Du meinst; aber später denk' dran, was ich gesagt hab'.“

Wie zur Drohung erhob Lena bei diesen Worten den Arm, so daß Wenzel unwillkürlich um einen Schritt zurückwich.

Dann mit einem Mal preßte sie ihn stürmisch und leidenschaftlich an ihren Busen und hielt ihn so umfangen, indeß sie forschend in seine Augen sah. Sie war so hochgewachsen wie er.

„Geh' Du jetzt auf anderem Weg,“ raunte sie ihm nach dem letzten Kuß zu und verschwand, leicht wie eine Erscheinung, im Dunkel des Waldes. Das weiche Moos ver-schlang das Geräusch ihrer Schritte.

Wenzel verblieb noch einige Minuten, dann entfernte er sich langsam in entgegengesetzter Richtung. Er gelangte bald auf den Pfad, der zur Landstraße und nach Chwojna führte.

Anfangs beschäftigte ihn nur die Erinnerung an Lena's heiße Küsse, an ihre stürmische Umarmung.

Er fühlte Befriedigung und Wärme.

Zwei Monate seit seiner Rückkehr von Prag sind schon verfloßen, und was hat er in dieser Zeit erlebt? Nichts. Oder was vielleicht das auch schon etwas, wenn er einmal mit Beruna zusammentam, mit ihr ausging oder neben ihr saß ohne Kuß und Umarmung? Und derselbe Schlag sind sie fast alle hier im Dorfe, die Mädchen. Beim Militär und in der Maschinenfabrik war's anders. Dort gab's Fabriken, wo man hinschaute, Fabriken voll Mädchen; die verstanden geradesogut zu leben wie er und sich zu vergnügen. Hier aber ist nur Seufzen und Beten auf der Tagesordnung. Er hatte von der Kampagne eine Besserung erhofft und ans Fabrik-leben gewohnte Mädchen erwartet und war darin nicht fehl gegangen. Schon die erste, die sich zeigt, ist von anderer Klasse. Und obendrein, wie schön ist sie!

Es bestand bei ihm darüber kein Zweifel mehr. Mögen andere sich über Lena lustig machen, was kümmern sie ihn? Er hat ihre Blicke strahlen, ihre Wangen glühen, ihre Lippen lächeln gesehen. Er hat ihren Leib an sich gepreßt!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck untersagt.)

Der Gebirgsbach.

Von Peter Egge.

Autorsirte Uebersetzung.

Ein milder Frühlingstag lag auf den Bergen. Es bligte und tröpfelte und rieselte überall.

Der nasse, bleischwere Schnee fiel mit dumpfem und platschendem Laut von den Tannen, die Zweige richteten sich wieder in die Höhe und athmeten erleichtert nach dem langen, langen Winter auf. Kaltes, trübes Wasser bahnte sich nach allen Richtungen einen Weg, bohrte sich unter Moos und Erde durch, und drang hervor, wo man es am wenigsten erwartete, fraß unter dem Schnee den Grund weg, so daß er in großen Massen hinabglitt, sich im Gleiten mit anderen Massen vereinigte. Und das Ganze thaut und rollte, rollte schneller und schneller, brach die Bäume, wie dürre Zweige, riß Steine, Erde, Moos und Haidekraut mit sich und ging über die Abhänge mit Rauschen, Krachen und Dröhnen zu Thale.

Ein Gebirgsbach wurde von all diesem Durcheinander ergriffen. Er war klein, sehr klein, aber um so muthiger. Er schäumte und stürzte mit wachsender Schnelligkeit dahin und häupte wie wahnwitzig über die Abhänge hinab. Raßlos bahnte er sich über und neben den Hindernissen seine Bahn. Er wurde breiter und stärker. Sein Muth wuchs und seine Zukunftsträume wurden kühner. Einmal, als er einen Fall hinunterstürzte, so daß tausende von Wasserperlen ihn umfingelten und in allen Farben spielten, jubelte er seinen frohesten und stolzesten Traum in die Welt hinaus:

„Einst werde ich das Meer erreichen!“

Es würde ihm gehen, wie so vielen Gebirgsbächen, von denen er wunderliche Märchen gehört hatte. Er würde wachsen, ein großer Fluß werden, der still, ruhig und majestätisch dahinflöß.

Breite Thäler würden bebaut werden, nur weil er hindurchfloß. Hunderttausende von Menschen und Thieren würden ihm ihren Lebensunterhalt verdanken. Freundliche, thätige Dörfer tauchten an seinen Ufern auf. Gärten prangten mit Rosen und Wein. Willen mit sommenglänzenden Scheiben spiegelten sich in ihm. Bäume ließen ihre laubschweren Kronen über ihm herabhängen, und weiße Aepfel- und Vogelkirsch-Blüthen schmückten seinen Spiegel. Später im Jahr auch gelbe, weinrothe und dunkelbraune Blätter.

Ein Boot glitt aus einem schattigen Garten hervor. Ein Menschenpaar saß in dem Boote, und er selbst wurde der Schauplatz für das schönste Liebesabenteuer. Er leuchtete der glücklichen Liebe, grüßte mit Sonnenklimmern in seinem Spiegel und mit blanken Steinen auf dem Grunde die Liebenden im Boot.

Aber er war dunkel, undurchdringlich dunkel für die unglückliche Liebe. Bereitwillig öffnete er den Arm und lockte die Gestalt, welche eines Abends stumm und rathlos sich am Ufer auf und ab bewegte.

Wo das Ufer flach und breit war, spielte er für die Kinder, die barfuß wie Wasservögel darin herumplatschten, mit kleinen Wellen. Er küßelte sie an den Waden und lachte glücklich wie sie.

Und weiter lief er und kam zum weiten Meere. Hier nahm er große Schiffe auf, gewährte ihnen Schutz, bis sie wieder hinaus mußten. Da hörte er das Rasseln der Ankerkette und die Töne der Gangspilweise. Er sah die Matrosen auf die Masten steigen. Die weißen Segel wurden gelöst, füllten sich mit Wind, und das Schiff glitt still, ruhig und majestätisch ins Meer hinaus.

So träumte der kleine lähne Gebirgsbach. Wenn es andern geglückt war, alles das zu erleben, so mußte es wohl auch ihm glücken, der bereits so groß und so stark war!

Er lachte, so daß es vor Freuden in ihm kluckte, und lief und lief.

Es wurde Sommer, ehe er ein Dorf erreichte. Es wurde warm, und der Bach wuchs nicht mehr. Aber sein Muth hielt sich. Er war gleich frisch wie früher.

Er durchheulte Dorf für Dorf, und der Sommer schritt vor und die Wärme stieg. Da wurde der Bach kleiner, und sein Muth gerieth ins Schwanken. Aber er gab sich nicht verloren.

„Die Wärme läßt schon nach,“ dachte er.

Aber das that sie nicht. Tag für Tag steigerte sie sich.

„Es ist gewiß auch noch weit bis zum Meere,“ senfte der Bach.

Auf Wiesen, ganz in der Nähe, sah er Knechte und Mägde das Heu einfahren. Die Knechte hatten die Weste abgeworfen, und die Mägde gingen in Hemdärmeln und mit nur einem Rock. Große Schweißtropfen standen auf ihren Gesichtern.

„Ich glaube, diese Hitze läßt gar nicht mehr nach.“

„Nein, heute ist es heißer als jemals.“

„Man trinkt mehr, als einem gut ist,“ sagte ein Knecht und legte sich auf den Bauch und trank aus dem Bache.

„Wenn nur der Bach nicht eintrocknet.“

„Viel ist nicht mehr von ihm übrig.“

Der Bach lief weiter, aber ziemlich still. Er fühlte, daß seine Kräfte schwanden, und ihn selbst dänkte, er wäre bereits so schrecklich klein geworden.

„Niemals erreiche ich das Meer,“ schluchzte er. Und von nun an war sein Lauf ein einziges langes Schluchzen — bis er plötzlich in einen großen Fluß fiel.

Da schwieg er.

„Nun ist es vorbei mit mir; nun ist es vorbei mit mir!“ dachte er und starzte zurück auf seine verlorenen Träume. „Niemals erreichst Du das Meer. Du wurdest nur ein Bach in dem großen Fluß.“

Er versank in Schwermuth, er sah nicht die breiten, fruchtbaren Thäler, nicht die hellen, belebten Städte, nicht die schneeweiße Pracht der Aepfel- und Vogelkirschblüthen, noch die prangenden Farben des Herbstes. Er hatte weder Blicke für die Liebe, die ihn rings umgab, noch für die kleinen Kinder, welche lachend und glücklich am Ufer spielten. Nebel der Schwermuth lagen über all der Herrlichkeit, durch welche sein Leben hindurchglitt.

Der Nebel hob sich erst und wurde fortgeweht, als der Bach gefalzenes Wasser spürte und frische Seelust:

„Das Meer! Das Meer!“

Er blickte zum tiefen, klaren Septemberhimmel dankbar und froh empor.

„Oh! Ich wurde zwar nur ein Bach in dem großen Strom, aber ich erreichte doch das Meer!“ — — —

Kleines Feuilleton.

— Millionär-Wahsinn. Eine Hunde-Hochzeit hat dieser Tage in Paris stattgefunden. Die Zeremonie vollzog sich im Palais der Madame Maurice Ephrussi. Madame Ephrussi hatte an alle ihre Freunde Einladungen zu der Hochzeit ihres Lieblingspudels mit einem Hündchen des Barons Gustav von Rothschild ausgesendet. Die Gäste, den „feinsten“ Kreisen der französischen Hauptstadt angehörig, erschienen pünktlich zur festgesetzten Zeit und wurden in den glänzend erleuchteten Empfangsalon des Palais Ephrussi geführt. Der Salon bot folgendes Bild: Hinter einem Tische am Ende des Saales saß mit feierlich ernster Miene und im getreuen Kostüm eines Maire (Bürgermeister), eine wohlbedesserte Bulldogge, welche den amtierenden Standesbeamten darstellte und geschildert kopirte. Die „hündliche Braut“ war auch schon anwesend; sie trug eine prachtvolle weiße Atlasrobe mit kostbaren Spitzen garnirt und einen Kranz von Orangeblüthen im jungfräulichen Haar. Sie wurde von einem würdigen Pudel in blauem Frack mit blanken Knöpfen zum Altar geleitet. Der „Bräutigam“ erschien in vorchriftsmäßigem Frack, tabellos weißer Kravatte und Atlasweste. Wie die Berichterstatter betonen, benahm sich das vierfüßige Pärchen während der Zeremonie, die nun folgte, „mit großem Anstand und vieler Grazie“. Nach der Trauung fand ein Galadiner statt, zu welchem den Theilnehmern gestattet wurde, sich auf allen Vieren zu begeben. Auch über den „Trousseau“ (Ausstattung) des bräutlichen Paares, das eine Unzahl von Hochzeitsgeschenken erhielt, erfahren wir näheres. Ihre Ausstattung bestand in silbernen Halsbändern, Armbändern, einem Duzend Nachtröcken, einem Duzend Taschentüchern, zwei Paar Lackstiefletten, zwei Paar Galoschen, zwei Schlaftröcken, zwei Reisfeldeidern, zwei Morgenroben, zwei Abendtoiletten, zwei Seebadkleidern und zwei pelzbefestigten Ueberziehern. Außerdem erhielten sie noch zwei reich geschnittene Kästchen mit Visitenkarten zum Geschenk. — Zu Hundestradt, Hundennachtröcken, Hundetaschentüchern haben die Berliner Thiergartenproben es auch schon gebracht. Hundehochzeiten wären für sie etwas Neues. Auf wie lange? —

Literarisches.

hs. Wer soll noch Lehrer werden? Ein Wort über die Arbeit und die Besoldung der preussischen Volksschullehrer. Von A. Boos, Schulinspektor. Osterwied a. S. Verlag von A. W. Zickfeld. — Im ersten Theile der Schrift beantwortet der Verfasser die Frage: Welche Arbeit wird von einem Volksschullehrer verlangt? Das Loblied, das er hierbei der heutigen preussischen Volksschule und dem Lehrerseminar hinsichtlich ihrer inneren Tüchtigkeit singt, ist leider nur zu unberechtigt. Der Verfasser scheint das ihm vorschwebende Ideal für die Wirklichkeit gehalten zu haben. Damit soll allerdings durchaus nicht etwa bestritten werden, daß die Arbeit des Volksschullehrers schon jetzt, besonders aber in Zukunft, eine hohe Kulturmission ist. Der zweite Theil behandelt die Frage: Was bietet man dem Volksschullehrer für seine Arbeit? An der Hand der Zahlen, wie sie in diesen Tagen durch alle Lehrerseitungen gehen wird das vollständig Ungenügende der Lehrerdotation nachgewiesen. Die Vorschläge für die Verbesserung des Volksschulwesens, die der Verfasser zum Schlusse macht, sind meistens sehr fragwürdiger Art, da sie den klassenstaatlichen Charakter des heutigen Volksschulwesens vollständig außer acht lassen. —

— Neue Zeitschriften. In Frankfurt a. M. erscheint von Neujahr ab eine neue Wochenschrift: „Die Umschau“ Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst. Herausgeber und Verleger ist H. Wechhold, Redakteur D. A. Walters. — „Empor.“ Moderne Monatschrift. Herausgegeben und verantwortlich geleitet von Theodor Habicher in Augsburg. Habicher war früher Herausgeber des „Krieger- und Veteranenfreund“. Jetzt will er der Literatur auf die Strümpfe helfen. Wie ein Herr Reut aus Junsbrud in Nr. 1 des Blattes behauptet, werden die süddeutschen Schriftsteller durch „die Berlinische Zentrale“ zuviel bedrückt. Das muß aufhören, und deshalb wurde „Empor“ gegründet. — Glendester Schund! —

Kunst.

— **Vassily Wereschagin**, der russische Maler, dessen Bilder aus dem letzten russisch-türkischen Kriege auch das Blut des verhärtetsten Kriegsmannes erstarrten machten — so naturgetreu gaben sie die Schrecken des Krieges wieder —, hatte in den letzten Tagen in Paris abermals eine Folge von Bildern zur Ausstellung gebracht. In elf großen und sechzig kleineren Bildern und Zeichnungen schilderte er den französischen Feldzug in Rußland im Jahre 1812. Wie immer gab Wereschagin seinen Bildern auch diesmal einen geschriebenen Kommentar bei. Hatten nun schon die Bilder den Oberpatrioten und Militärfanatikern keineswegs gefallen, so schlug die Schrift dem Hasse vollständig den Boden aus. Wereschagin hatte seine Bilder im Cercle Volney aufgestellt. Jetzt kamen die Verwalter dieses Klubs und forderten, daß der Künstler die Vertheilung seines Buches an die Besucher der Ausstellung unterlasse. Wereschagin schloß hierauf seine sonst gut besuchte Ausstellung. — Auch in Berlin würden sich Viele die Bilder ansehen. —

Gesundheitspflege.

— Vom Färben der Haare. Man unterscheidet am Querschnitt des Menschenhaares drei Schichten: Oberhäutchen, Rinde und Mark. Der natürliche Farbstoff befindet sich in der Rinde. Schwinden die Pigmentkörperchen, was ebenso wohl eine abnorme, durch Krankheit veranlaßte Erscheinung, als eine normale Folge des Alters sein kann, so schimmern die Lufträume des Marks durch, das Haar erscheint grau oder weiß. Das Bestreben, den geschwundenen natürlichen Farbstoff durch einen künstlichen zu ersetzen, um jung zu erscheinen, ist sehr alt. Eine große Anzahl verschiedener Mittel befinden sich im Handel, um diesem Verlangen entgegenzukommen; allein in Deutschland werden jährlich Millionen in diesem Artikel umgeseht. Die Zusammensetzung der gebräuchlichsten Haarfarbmittel ist kein Geheimniß. Alle diese Lösungen erfüllen ihren Zweck und die Erwartungen, welche die Konsumenten darauf setzen, nicht oder nur sehr mangelhaft. Man sollte meinen, die erste Anforderung, welche man an ein Haarfarbmittel zu stellen berechtigt ist, wäre die, daß es färbe. Aber dieser berechtigte Wunsch wird von einer Anzahl der im Handel befindlichen Mittel nicht erfüllt. Eine zweite Forderung ist die, daß die Farbe echt und natürlich sei, nicht etwa violett, roth oder grün, was alles vorkommt. Von einem echten Färben wird nur die Rede sein können, wenn der verwendete Farbstoff chemische Affinität zur Haarsubstanz besitzt und letztere substantiv färbt, nicht aber, wenn man sich darauf beschränkt, Metallsulfide auf der Oberfläche des Haares zu erzeugen, die sich mechanisch schnell abreiben und noch dazu häufig in allen Farben schillern. Mindestens ebenso viel Werth muß aber darauf gelegt werden, daß das Mittel physiologisch unschädlich sei, nicht etwa nur erlaubt im Sinne des Gesetzes. Von diesem Gesichtspunkte aus sind nicht nur die bleihaltigen Mittel, sondern auch die Höllensteinlösung, die das Haar angreift und brüchig macht, und alle Pyrogallussäure-Lösungen entschieden zu beanstanden.

(Techn. Rundschau.)

Volkskunde.

— Ueber das Leben und die Sitten der Kalmücken-Priester theilt ein russisches Blatt folgende Einzelheiten mit: Wenn ein Priester ein Vergehen gegen die vier Hauptgelübde des Mönchtums begeht oder des Lasters der Trunksucht überführt wird, so wird er seines Priestergewandes entkleidet und erhält 80 Ruthenhiebe. Falls ein Priester Schnaps als Arzneimittel trinkt oder von anderen dazu genöthigt wird, davon zu kosten, wird er angehalten, drei Tage lang den Hof des Götzentempels zu fegen und den Unrath fortzuschaffen. Nach Ablauf der Frist hat der Schuldige 1000 Verbeugungen zu machen. Sobald ein Priester wiederholt in denselben Fehler verfällt, wird er mit 50 Ruthenhieben bestraft. Auch für Klatscherei und Verleumdung besteht die Strafe des schuldigen Priesters in 1000 Verbeugungen, denen 30 Ruthenhiebe vorausgehen. Gerathen zwei Priester mit einander in Streit, so erhält jeder von ihnen zehn Ruthenhiebe. Falls im Götzentempel irgend etwas vorsätzlich beschädigt wird, so wird der Schuldige mit zwanzig Ruthenhieben bestraft und außerdem zur Ausbesserung des angerichteten Schadens angehalten. Für eine Schandthat wird der Priester „für immer“ aus dem Götzentempel ausgewiesen; um solche Vergehen aber wieder gut zu machen, braucht er nur zehn Stück Vieh zum Besten des Götzentempels zu spenden und 5000 Verbeugungen zu machen. Kann die festgesetzte Zahl des Viehes vom Schuldigen nicht beigetrieben werden, so erhält er 100 Ruthenhiebe. Alle großen und kleinen Vergehen der Priester werden öffentlich im Götzentempel verhandelt und abgeurtheilt. — Schade, daß sich keiner dieser verbeugungslustigen Kalmückenpriester jemals in die europäische Gesellschaft verirrt hat. Hätte der eine Karriere machen können! —

Naturgeschichtliches.

— Einen seltenen Fisch hat, nach der „Provinzial-Ztg.“ der Fischdampfer „Diana“ von der Bugfirgelschiff „Union“ aus der Nordsee mitgebracht. Er wurde gefangen auf 54 Gr. 30 Min. nördlicher Breite 7 Gr. 10 Min. östlicher Länge. Der Fisch ist ein sogenannter Mondfisch, hat eine stumpfsichelförmige Gestalt und mißt

in der Länge 1,50 Meter. Eine eigentliche Schwanzflosse hat der Fisch nicht; an dem bogig gekrümmten Schwanzende sitzen zu beiden Seiten zwei dreieckige, je 50 Zentimeter lange Flossen; zwischen diesen mißt der Fisch noch 85 Zentimeter. Sein Gewicht beträgt 310 Pfund. An dem Kopfe sitzt ein rundes, kinderfaustgroßes Maul mit hornigen Rändern. Auch am Schwanzende und Rücken ist die Haut körnigrauh. Auf der Ober- und Unterseite sitzt je ein Auge. Die Farbe ist oben dunkel, unten heller. Der Fisch ist für die Nordsee eine große Seltenheit, er findet sich sonst nur in den Tropen und auch in den gemäßigten Meeren und kommt meist nur bis an die Südküsten Englands und nach Irland. Im Ozean befinden sich Exemplare bis zu 2 1/2 Meter Länge. Der Fisch wurde an das Museum in Frankfurt a. M. verkauft. In Deutschland besah bisher nur das Museum in Hildesheim ein Exemplar dieses Fisches. Er wird auch an der Westküste Amerikas in sehr großen Exemplaren angetroffen und hat eine außerordentlich große Leber, welche einen vorzüglichen Leberthran liefert.

Bergbau.

— Der tiefste Schacht. Die Calumet- und Hecla-Kupfermine in Kanada hat mit 4900 engl. Fuß jetzt die größte Tiefe erreicht, bis zu welcher jemals Menschen eingedrungen sind. Vier Dinge sind es nach Bennett Brough, welche das Niedergehen in so bedeutende Tiefen erschweren: die abnehmende Weite, wachsender Druck und Temperatur und die hohen Kosten. Der Bergmann hat daher namentlich auf energische Wetterführung und geräumige Zimmerung zu achten. Herr Brough führt als tiefstes Bohrloch das vom preussischen Fiskus 1893 niedergestohene von 6572 Fuß an, wobei der Anwachs der Temperatur etwa 1° C. für 110 Fuß betrug. Lokale Ursachen können dieses Verhältniß ändern. Bei dem Comstockgang in Kalifornien, der reichsten Silberader der Welt, war die Temperaturzunahme viel höher, weil er durch vulkanische Einflüsse, heiße Quellen u. s. w. erwärmt wurde. In ihm war es manchmal unmöglich zu arbeiten, und die Leute mußten dauernd alle 20 Minuten wechseln. —

Humoristisches.

— Die Bürgermeister-Hofen. In Venezuela sind die Leute schlau. Jeder Präsident bekommt dort sein Denkmal, während er amirt. Da aber diese Arbeit gewöhnlich nur sechs Monate dauert, so kamen die Steuerzahler bald in Schwierigkeiten. Da versetzten sie auf eine Idee. Sie errichteten eine Universalstatue mit abschraubbarem Kopf. Jetzt bekommt jeder Präsident sein Denkmal, und es kostet nicht viel. Mir scheint, diese Amerikaner sind bei den Bewohnern der alten Reichsstadt G. in die Schule gegangen. In G. war's so. Einmal konnte man sich gar nicht einigen, wer Bürgermeister werden sollte. Die Sippen unter den Patriziern, die Faktionen unter der Gemein waren auf einander wie Hund und Katz. Da kam Einem ein Gedanke. Er nahm der versammelten Gemein den Schwur ab: Er wüßte ein Mittel, den Zwist zu enden. Aber sie müßten ihm folgen, es sei nichts schlechtes. Man that, was er verlangte. Am andern Tage brachte er ein neues Paar Lederhosen auf das Rathhaus und sagte den Aufstehenden: „Wer in diese Hose hineinpaßt, wird Bürgermeister.“ Dann giebt's keine Eifersüchteleien und Streitigkeiten mehr. Nun probirt!“ Und sie schrien: „Ja!“ und „So sei es!“ und probirten. Aber die Hofen paßten keinem. Sie waren oben etwas weit geschnitten. Schon wollten sie verzweifeln. Da kam endlich der Bruder des Erfinders der Bürgermeister-Hofen, der Huzl-Bäcker. Und der prüfete wie ein Riesenschiff, und unter seinen Füßen erdrönte der Boden. Und er schlüpfte in die Hofen, und sie sahen ihm wie angegoßen, denn sie waren nach seinem — Körper gesformt worden. Und sie riefen ihn als Bürgermeister aus, und er amirtete zu seiner und zu ihrer Zufriedenheit lange Jahre. Seit dem Huzl-Bäcker hatte die Stadt G. niemals mehr Noth an Bürgermeistern. Stets fand sich ein Bäcker, Brauer, Schlächter oder ein anderer sekhäfter Mann, der die ledernen Hofen mit Ehren ausfüllte. Mit der Zeit wurde dieser Befähigungsnachweis von immer mehr Bürgern erbracht: Wahrscheinlich war hier das Gesch der Anpassung in Thätigkeit. Einmal rettete die Lederhose die ganze Stadt. Der Schwed' hatte gestürmt und wollte plündern. Er ließ den eisernen Kasten aufbrechen, in welcher er das Stadtvermögen vermutete. Da kam eine alte Hofe zum Vorschein. Sofort schrie der Räuber: „Ich hab schon vieles gesehn, aber eine Stadt, die nur ein altes Stück Leder in der Kasse hat, noch nie. Psui Schand, du Rothneß, hol' dich der Teufel, dem Schweden bist du zu schlecht.“ Er wandte sich, ritt zum Thore hinaus, und hinter ihm seine ganze Bande. — Heute ist die Bürgermeister-Hofe verschwunden, die Reichsfreiheit hin, und die alten Bürgermeister liegen in ihren Gräbern. Aber die Nachkommen der alten Bürgermeister-Geschlechter der ehemals freien Reichsstadt G. stehen noch immer hervor aus der Menge. Wenn sich einmal einer niedergeseht hat, bringt man ihn so leicht nicht auf; und wenn einer hinsfällt, rücklings hinsfällt, bedeckt er gut und gern einen halben Morgen Grund und Boden mehr, als ein anderes Menschentind. —